



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Guglia, Eugen: Von einem unberühmten Helden.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stimmen vermag. Das aber ist sicher: ein definitives Ende des Streites zwischen Vatikan und Quirinal — hinter welchem sich doch nur der uralte, niemals ausgefochtene Kampf zwischen Staat und Kirche verbirgt — kann nur erwartet werden, wenn das italienische Parlament den Monte Citorio verläßt, der König von Italien sein Hoflager nach einer gastlicheren Stätte verlegt und der Papst wieder im Lateran die Messe zelebriert.

Und nun noch eine Schlußbemerkung. Die Frage der römischen Doppelresidenz ist eine interne Angelegenheit Italiens. Sie kann ebenso wie der ganze Streit zwischen Papst- und Königtum nur im Wege des freiwilligen gegenseitigen Einvernehmens gelöst werden. Wir haben uns daher in der vorstehenden Erörterung auch darauf beschränkt, das Interessengebiet der streitenden Parteien abzugrenzen und den Weg einer Verständigung anzudeuten. Jede Art direkter Parteinahme oder gar der Einmischung des Auslandes halten wir für inopportun, ja für gefährlich. Eine Verschärfung der Krisis wird den meisten Kontinentalmächten unerwünscht sein, weil die Bedrängnis des Papstes von ihren katholischen Staatsangehörigen peinlich empfunden werden würde; allein die Rücksichten der auswärtigen Politik werden selbst einer dem Klerus freundlich gesinnten Regierung große Reserve auferlegen. Was uns Deutsche betrifft, so können wir dem Ausgange des Streites mit dem Gefühle der Ruhe zusehen, welches unsre Machtstellung in Europa und die freundschaftlichen Beziehungen unsers Kaiserhauses zur italienischen Königsfamilie wie auch zum gegenwärtigen Inhaber des päpstlichen Stuhles uns gewähren. Eine Pression im Sinne der Nachgiebigkeit auf die eine oder die andre der beiden Parteien auszuüben kann nicht in den Intentionen der Reichsregierung liegen. Für die gegenwärtige Phase unsrer auswärtigen Politik werden in erster Linie die Verbindlichkeiten des Dreibundes maßgebend sein, und die römische Frage erscheint uns nicht von der Art, daß sie auf die Beziehungen zwischen der deutschen und italienischen Regierung irgendwelchen Einfluß auszuüben vermöchte.



Von einem unberühmten Helden.

Von Eugen Euglia.



ine alte märkische Familie war die der Marwitz. Noch erinnern sich wohl Mitlebende jenes Friedrich August Ludwig von der Marwitz, der im Jahre 1811 den Reformen Hardenbergs so energisch entgegengetreten war und dies mit einer kurzen Festungshaft hatte büßen müssen. Streng rechtlich, tapfer, ein Edelmann der alten Zeit im besten Sinne, war er unfähig gewesen, auf die Forderungen seiner

Tage auch nur mit dem leisesten Zugeständnis einzugehen, kämpfte und litt für eine Ansicht vom Staate, die den damaligen Menschen meist für lange überwunden galt, ja die ihnen bereits wie jenseits des Jahrhunderts zu liegen schien.

Sein jüngerer Bruder Alexander von der Marwitz aber ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in einer merkwürdigen Zeit. Von der Milch der Romantik genährt, mit sich und mit der Welt in stetem Zwiespalt, von modischen Zweifeln gequält, war er so recht ein Gegenbild Friedrich Augusts, eine ganz und gar moderne Natur, ein Kind des neuen Jahrhunderts.*) Er war nicht wie sein Bruder eine politische Individualität, er hat nicht wie dieser ein langes Leben hindurch in einer für die Öffentlichkeit nicht gleichgiltigen Weise eine Idee vertreten, er war kein Politiker und kein General, hat keine Denkschriften geschrieben und einem Verleger nie einen Groschen zu verdienen gegeben. In jungen Jahren starb er hin und war sein Lebtag nichts gewesen als ein Leutnant und Referendar. Aber das wenige, was wir von ihm wissen, ist eine edle Spur, die nicht ganz verweht werden soll. So wie er war, dachte, litt und starb, gab es viele unberühmte Jünglinge, sie alle aber hatten in den Tagen der Freiheitskriege so gut ihren Anteil an der Weltgeschichte wie die Könige, Feldherren und Minister.

1787 war Alexander geboren. Mit den Brüdern wuchs er auf. Die Kinder seines Geschlechts waren nun einmal alle unbändig wie junge Löwen, Alexander schlug nicht aus der Art, that ihm etwas weh, so verbiß er grimmig die Thränen. Umsonst suchte die böse Gouvernante den harten Sinn durch barbarische Strafen zu beugen, im Winter setzte sie die Buben dem bitteren Frost aus, im Sommer der ärgsten Mittagsglut am offenen Fenster. Es half nichts. An Alexander lobten hernach die Lehrer wohl seinen stillen Ernst, seinen edeln, reinen Sinn, tadelten aber, daß er unerhört heftig und auffahrend sei. Die Studien betrieb er mit Feuereifer, in den alten Sprachen und in der Geschichte zeichnete er sich schon auf dem Gymnasium vorzüglich aus. Die Schweizergeschichte Johannes von Müllers ergriff ihn so, daß er sich in enthusiastischer Kühnheit persönlich an den Gefeierten wandte. Dieser schrieb dann an den Philologen Wolf in Halle, zu dem Alexander im Jahre 1804 sich begab: „Ich brauche ihn [Marwitz] nicht zu empfehlen, weil Sie selbst bald sehen werden, wie viel an ihm ist.“

Die Universität Halle befand sich damals in einer Periode glücklichen Aufschwunges und regster Thätigkeit. Schleiermacher war dort, der schon die „Kritik der Sittenlehre“ geschrieben hatte, Wolf, Bekker, endlich der Naturforscher und

*) Wir haben über Alexander v. d. Marwitz nur sehr dürftige Nachrichten. Barnhagen von Ense hat ihm ein paar glänzende aber flüchtige Blätter in seiner Galerie von Bildnissen gewidmet. Einiges bieten die Aufzeichnungen des F. A. v. d. Marwitz, ebenso die von Steffens (Was ich erlebte, 5. Band, 1842). Hauptquelle für sein Leben und seine Persönlichkeit sind die Briefe an Rahel, die Barnhagen a. a. O. veröffentlichte.

Grenzboten II. 1884.

Naturphilosoph Steffens. Man wird heute nicht in den Vorwurf einstimmen, der sich gegen diese Männer einmal erhob, sie hätten phantastische Träumer großgezogen; aber allerdings war weniger von einer wissenschaftlichen Arbeit in modernem Sinne die Rede, als vielmehr von dem Streben, durch einen Überblick in die vornehmsten Zweige des Wissens eine „Weltanschauung“ zu gewinnen und ein verhältnismäßig dürftiges Material philosophisch zu verarbeiten. Jede Erscheinung in Natur, Geschichte und Gesellschaft wurde in ihrem Verhältnis zum Weltganzen, — wenn man will — zu Gott gefaßt, und alles, was man lernte, durchdrang man mit einer Art von religiöser Empfindung. Auch an den Staat wurde sehr oft gedacht, und die Theorie von seiner organischen Natur bildete sich hier frühzeitig aus. Romantisch-restaurative Tendenzen entwickelten sich so, das revolutionäre Frankreich und der welterobernde Diktator konnten hier keine Sympathien finden, wohl aber waren hier Bildungselemente für die künftigen Befreier des deutschen Vaterlandes in Fülle vorhanden. Der junge Marwitz nahm sie mit Begierde auf, neben ihm sein späterer Biograph Barnhagen, der Geologe Karl von Raumer, der Philologe Boekh, die Theologen Neander und Strauß. Jener aber, der jüngste, der just erst von der Schule kam, errang sich bald unbedingten Einfluß und große Gewalt über die andern. Sein Lehrer Steffens glaubte in ihm einen jungen Mann zu sehen, dessen starke Gesinnung und geistige Bedeutung einst mächtig in die Verhältnisse der Welt eingreifen würde. Denn in seiner Natur lag einmal etwas furchtbar Gewalttames, nur zurückgedrängt durch eine strenge und edle Gesinnung, eine besonnene, ruhige, ja scharfe Außenseite barg eine tiefe innere Glut.

Als der Krieg von 1806 begann, eilte der ältere Marwitz ins Feld, und Alexander mußte die Bewirtschaftung der Güter desselben auf Friedersdorf übernehmen. Er war kaum zwanzigjährig und hatte sich bis dahin nie um Landwirtschaft gekümmert. Doch trat er voll Eifer in die neuen, höchst verwirrten Verhältnisse. Denn Friedrich Ludwig hatte jene Güter erst vor ein paar Jahren übernommen und, wie er sich selbst ausdrückt, „allmählich die ganze Wirtschaft über den Haufen geworfen.“ Er hatte den starken Kartoffelbau, den Klee- und Rapzbau sowie die Stallfütterung eingeführt, dann in Warschau etwa hundert Stück podolische Ochsen angekauft, um sie zu mästen — lauter sehr kühne Versuche für einen märkischen Landmann jener Zeit. Und sie waren, noch bevor Alexander in Friedersdorf eintraf, zum großen Teil bereits so gut wie mißlungen. Zuerst war eine Kartoffelernte zugrunde gegangen, und das teure Vieh mußte rasch und mit starkem Verlust losgeschlagen werden. Eine längere Abwesenheit des Herrn hatte dann die ganze Wirtschaft gleichsam ins Stocken gebracht: auf dem Boden lag für achtausend Thaler Fehlung, die längst hätte verfahren werden sollen, der Dünger war vergeudet, das noch übrige Vieh im schlechtesten Stande. Und kaum hatte der Zurückgekehrte begonnen, die notdürftigste Ordnung wiederherzustellen, so brach ein Feuer aus,

das fast alle Wirtschaftsgebäude in Asche legte. So traf Alexander das Gut, das er nun verwalten sollte. Auf dem Brandplatze lag noch der Schutt, von einem Neubau konnte für die nächste Zeit keine Rede sein, denn Kapitalien waren nicht vorhanden, die Zeit war schlecht und das Anwesen bereits verschuldet. Und bald darauf überzog das Land mit Blitzesschnelle jedes Leid eines unglücklichen Kriegeres, die Ackerpferde wurden geraubt, der Rest des baren Geldes durch Plünderung und Kontribution verzehrt, das Rindvieh geschlachtet, das Korn requiriert, die Weinkeller geleert, das Hausgeräte verwüstet. Und doch, als nach Jahresfrist der Besitzer sein Heim wieder sah, fand er alles in besserem Zustande, als er es verlassen. Er staunte, wie ein Jüngling bloß durch Fleiß und festen Willen in so schwierigen Zeiten dies hatte vollbringen können. Freilich war nicht immer alles glatt abgegangen. Ein Streit mit einem unehrlichen und gewaltthätigen Nachbarn hatte Alexander in Konflikt mit den Franzosen gebracht, die damals jede Behörde vertraten. Sein Gegner wußte sich mit diesen auf bessern Fuß zu stellen als er. Dies hatte er zu fühlen, und als er sich gegen eine offenbar ungerechte Entscheidung geradezu auflehnte, kam er auf die Festung nach Küstrin. Dort konnte er über den Zustand des deutschen Staates, den er auf der Universität erträumt, nachsinnen. Und es mochte ihn nun wohl auch selber drängen, sobald als möglich den Fremden mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Die Erhebung Schills erschien dem Jugendlichen zuerst als die rechte Gelegenheit.

An der Geschichte Alexanders von der Marwitz sehen wir deutlich, wie persönliche Erlebnisse — private Motive gleichsam — in der damaligen Jugend den Anstoß zu der allgemeinen Agitation gaben, die den preussischen Staat zwischen 1808 und 1813 nicht ungefährlich durchwühlte. Steffens mag auch nicht Unrecht haben, daß die Offiziere vor allem von dem Gedanken beseelt waren, die Schlappe von 1806 auszuweichen. Aber von entscheidender Bedeutung war hier doch auch, daß die jugendlichen Elemente alle, die sich von den grandiosen Erfolgen der neu emporgekommenen Weltmacht in ihrer Individualität beeinträchtigt und verletzt sahen, die Bildung der Zeit aufgenommen hatten wie kein Stand irgendwo in Deutschland. Sie waren von dem Idealismus Schillers und Fichtes erfüllt, und nun zündete in ihnen gewissermaßen die politische Idee eines Genz. Von Soldaten mit Leib und Seele — so von Hirschfeld, dem tollkühnen Husaren von Talavera — wird uns erzählt, wie sie ganz und gar in den idealen Gestalten der Schillerschen Heldenjünglinge lebten. Der eiserne York konnte spotten und zürnen, daß jeder Fähnrich sich schon zu einem Marquis Posa aufwerfen möchte. Und sehr wahr, in diesem selbstbewußten Enthusiasmus lag eine Gefahr für die Formen des absoluten Staates. Die jungen Leute wollten ja Weltgeschichte treiben auf eigne Faust, unbekümmert um König und Gesetz. Schon in den Zeiten des österreichischen Krieges, besonders aber später tritt dies sehr grell hervor. Über die Schillsche Unternehmung schrieb Niebuhr:

„Das ist das Erste, Neue und Unerhörte, was seit vielen Jahren geschah. Die Auflösung der bürgerlichen Bande und Formen ist vollendet. Da beginnt nun entweder völlige Zerstörung und Fäulnis, oder es bildet sich ein neues Leben.“ Aber skeptisch setzt er die Frage hinzu: „Wo sind die Keime?“

Es legt Zeugnis ab für die politische Einsicht des jungen Marwitz, daß er die Hoffnungslosigkeit des tollkühnen Versuches gar bald erkannte. Aber feiern wollte er deswegen nicht: mit seinem jüngern Bruder Eberhard trat er in österreichische Dienste — Friedrich, der ältere, blieb daheim, er wollte nichts sein als ein guter Preuße, ihm widerstrebte es, unter einem „fremden Monarchen“ zu dienen. Aber seine guten Wünsche begleiteten die Ausziehenden. Eberhard kehrte nicht wieder zurück, er blieb in der Schlacht von Aspern.

Alexander nahm an dem Kampfe dieses Tages keinen Teil. Und als er dann in der Kampagne des Juni und Juli in anstrengenden Märschen, langweiligen Wivaks und tausend Dienstklappalien hin- und hergetrieben wurde, da regte sich in ihm bald ein Funke romantischen Geistes: er klagte, daß die weltgeschichtliche Aktion in alltäglichen Einzelheiten des militärischen Lebens sich zersplitterte. Unwillkürlich gedenken wir der Worte des Pylades in Goethes *Phigeneie*:

Wir möchten jede That
So groß gleich thun, als wie sie wächst und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
Der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.

Der Guerillakrieg der spanischen Berge, wo man in ungebundener Freiheit jeden Tag aufs neue das Leben in die Schanze schlug und doch ein großer historischer Hintergrund den tollkühnen Abenteuern jugendlichen Mutes wahrhaft politische Bedeutung verlieh — das wäre Alexander wohl erwünschter gewesen. Gewiß schloß er sich auch dem vorschnellen Urteil jener ungebildigen Offiziere an — der Bichy, O'Donnell, Paul Eszterhazy — die leicht hin über den Erzherzog-Feldherrn den Stab brachen, ohne daß sie dabei eine Kenntnis der politischen Motive besaßen hätten, die jenen bei seinen Operationen leiten mußten. Und so erschienen ihm bald die Faktoren, denen die Befreiung der Welt, die Neugründung einer würdigen politischen Existenz unter den Deutschen anheimgegeben war, Feldherren und Regierer, schwach und unfähig, die Aussicht in die Zukunft hoffnungslos.

Nach Abschluß des Friedens blieb er noch eine Zeit lang in österreichischen Diensten: er wußte nicht gleich, was er nun sollte. Aber lange trug er nicht „die toten Formen des militärischen Lebens. . . Sie vernichten nur den Sinn für die großen, innig begeisterten Regungen der Natur und das stille Wilden des Landlebens,“ schrieb er an eine Freundin.

Die wenigen Briefe, die uns von Alexander von Marwitz erhalten sind, datieren alle aus den Jahren 1811 bis 1813; sie sind an Rahel gerichtet. So

tritt uns denn jetzt zuerst ein bestimmteres, lebensvolleres Bild des seltsamen Jünglings entgegen, wir sind nicht mehr bloß auf die Worte der Zeitgenossen und auf notdürftige Rückschlüsse angewiesen, wir hören ihn selber reden. Er spricht aber sehr viel von sich, steht auch „mit der Seele vorm Spiegel,“ wie so viele aus der damaligen Generation. Nicht müßige Eitelkeit ist es bei ihm, er will sich bessern, einen dumpfen, innern Zwiespalt loswerden, sich zur Klarheit ringen: Rahel besaß ja die Gabe des Hörens, des Lauschens — Prinz Louis Ferdinand hatte sie einmal im Scherz eine sage femme für die Geister genannt. Marwitz naht sich ihr wie einer Priesterin, er legt ihr völlige Beichte ab. Einem Freunde schrieb er: „Solltest du nach Berlin kommen, so befehle ich dir, die Bekanntschaft mit Rahel zu machen. Sie mag wohl jetzt das größte Weib sein auf Erden.“

Jener Zwiespalt in ihm war doppelter Art. Er strebte einmal umsonst nach jenem edeln Gleichmut, der bei allem Gefühle höhern Wertes doch die Gemeinheit der Alltagswelt nicht mit deren eignen Waffen bekämpft. Die Maße der mittelhochdeutschen Dichter war ihm schier unerreichbar. In Olmütz lag er bei einem Manne in Quartier, der von unerhört rohem und jähzornigem Wesen war. Dieser begegnete einst Marwitz mit Schmähworten und Drohungen. Dem erschien es unerträglich, dies zu dulden, er ließ sich soweit hinreißen, den Degen zu ziehen. Jener aber ließ nicht ab, drang in seiner Wut blindlings auf ihn ein und stürzte so in die vorgehaltene blanke Waffe. Und er blieb tot am Platze. Ein solcher Vorfall mußte Marwitz aufs heftigste erschüttern, erfüllte ihn mit tiefem Mißmut über sich selbst. Gewiß, er war unschuldig, aber hätte er sich nicht mehr beherrschen können? War jener auch nur einer Aufwallung wert? Nun lastete doch der Tod eines Menschen auf seiner weich fühlenden Brust. Von Friedersdorf aus, wohin er aus dem Felde zurückgekehrt war und in mannichfache geschäftliche Händel geriet, schrieb er an Rahel: „Ich kann die Berührung des Gemeinen nicht dulden, aber (und das ist der faule Fleck in mir), ich kann es auch nicht verachten, wie ich soll, und ich kann es nicht mit Besonnenheit abwehren.“ Und in rührender Selbstanklage setzt er hinzu: „Ich klage nicht über die Zeit, ganz dumm, wer das thut. Und worüber? Daß ich dem Gemeinen Gewalt in mir gönnt habe.“

In der That aber trugen doch die Zeitverhältnisse ein gut Teil Schuld daran, daß die heftig gährende Natur nicht zur ersehnten Klarheit gelangen konnte. Denn welcher Platz im Vaterlande stand ihm denn offen? 1807 war er in Memel dem Reichsfreiherrn vom Stein vorgestellt worden; es war der Moment, wo trotz der furchtbaren Nachwirkungen der letzten Katastrophe doch mit der aufkommenden Reformrichtung sich neue Hoffnungen bilden konnten: eine innere Revolution des Staatswesens sollte demselben auch gegen außen die frühere Selbständigkeit und das frühere Ansehen zurückerobern. Für Marwitz eröffnete sich damals die Aussicht auf einen ehrenvollen Eintritt in den Staats-

dienst. Er aber wies sie von sich, fühlte sich noch zu jung, zu unerfahren und unerprobt. Jetzt, nach vier Jahren, kehrte er zurück, hatte ein Stück Welt mehr gesehen, Menschen kennen gelernt, einen bedeutungsvollen Krieg mitgefochten und dem Wesen des Staates gewiß tiefer nachgedenken. Aber wie hatte sich seitdem die Lage der Dinge verändert! Hardenberg war Staatskanzler geworden. Die Steinschen Ideen von einer möglichst großen Ausdehnung des Selbstregiments, um hierdurch politische Teilnahme in der Nation zu erwecken, waren sogar wie aufgegeben, sein Programm zur Reorganisation der Staatsbehörden war nur in einer wesentlich veränderten Form zur Ausführung gekommen. Dafür hatte sich ein breiter Strom von Neuerungen in den geschwächten Staat ergossen, die weniger der Natur desselben und seinen augenblicklichen Bedürfnissen entsprachen, als vielmehr durch den Geist der Zeit eingegeben waren und auf eine absolut bürokratische Verfassung nach dem großen französischen Vorbild abzielten. Wenn wir den Bildungsgang Alexanders, seine Abkunft, seine Familienverbindungen erwägen, so werden wir annehmen dürfen, daß er mit der neuen Richtung keineswegs einverstanden war. Er spricht es überdies in seinen Briefen gelegentlich auch aus. Die Hardenbergschen Gesetze erscheinen ihm leicht und verderblich. Auch war in der That deren momentane Wirkung — insbesondere auf die Stimmung der Bevölkerung — eine äußerst nachteilige. Unter solchen Umständen konnte der Eintritt in den Staatsdienst nichts Verlockendes für Marwitz haben. Aber müßig bleiben wollte er nicht. Die Tage freilich waren längst verschwunden, in denen er sich freudig als Staatenlenker dachte, er hätte sich in eine bescheidenere Thätigkeit gefunden, wenn sie nur irgendeine Idealisierung gestattet hätte, in irgendeiner geistigen Verbindung mit dem Leben der Nation und den großen Angelegenheiten der Menschheit geandert hätte. Aber wie schwer war es damals, auch nur diese zu finden! „Soll ich mich anschließen an die leibliche Seite meines Vaterlandes, ruft er aus, die ich erst begeistern, erst einer großen spekulativen Ansicht unterwerfen muß, wenn sie mir nicht ganz gebrechlich und tot erscheinen soll?“ Viel mehr reizte es ihn doch, nach England zu gehen, dort an dem Hauch wahrhaft politischen Lebens sich zu erfrischen und dann einer Expedition nach Spanien sich anzuschließen — in einem erneuten Kampfe von höherm Schwung entweder Sieg und Ehre oder den Tod zu finden. Aber wie er es hin und her erwog, zuletzt schien es ihm doch, daß er im Vaterland die „starken Wurzeln seiner Kraft“ besitze, und wie mit einem heroischen Entschluß trat er in die bescheidne Stellung eines Referendars. „Ich muß mir beweisen, schrieb er an Rahel, daß ich Kraft und Sinn genug habe, um die unscheinbare Thätigkeit des bürgerlichen Lebens zu befeelen.“ Aber er besaß beides doch nicht genug, und zufrieden wurde er nicht. Wie sehr er den Kontrast fortwährend fühlte, der zwischen den hohen Forderungen seines Innern und der Art seiner täglichen Umgebung bestand, drückt am besten eine Schilderung aus, die er der Freundin von seinen

Amtsgenossen entwirft: „Ich erstaune von neuem [in einer Gesellschaft] über die unglaubliche durchgängige Nichtigkeit der meisten jungen Männer, ich bin nun ganz über sie blasirt und behandle sie mit der bequemsten Rücksichtslosigkeit. Wie selten ist nur ein Anklang des echten Wesens, nur eine Spur roher oder gebildeter Kraft, nur ein schmerzliches Andenken der Vergangenheit. Escossaise, Quadrille sind die Blüten ihres Daseins, der Mittelpunkt ihrer Gedanken.“ So lebt und webt er denn in der Einsamkeit, bei den Büchern, nicht in seinem Beruf, nicht im gesellschaftlichen Verkehr. Dies aber wollte er nicht, vergebens schmeichelt ihm Rahel, daß in einer Welt, wo Griechen, Römer und Barbaren ausgehaust haben, nur das Heldentum der Wissenschaft mehr übrig sei — seufzend ruft er aus: „O die Einheit des Lebens zu finden, in der Beruf und Trieb ineinander aufgehen!“ Rahel ist tief erschüttert, daß auch dieser „ganz reine, sittlich vollkommene Mensch“ leidet, daß sie von ihm „so trübe, zerstückende Klagetöne“ vernehmen muß. Doch endlich weiß sie keinen Rat mehr: „Einsam steht jeder, auch liebt jeder allein, und helfen kann niemand dem andern.“ Aber sie meint: „Leben, lieben, studiren, heiraten, wenns so kommt, das ist immer gelebt, und dies wehrt niemand.“ Marwitz gesteht ihr zu, ihre Worte seien golden, göttlich — aber er kann sich nun einmal nicht verbieten, mehr zu wollen, vergebens ruft er sich zu: Stille, mein Herz! In den trübsten Stunden naht sich gar der Gedanke an Selbstmord. Freilich will es ihm eine „verruchte Noth“ scheinen, „das heilige Gefäß zu blutig überlegt zu zerstören,“ aber zuletzt „kann es doch nicht vermieden werden.“

Da kam der Krieg von 1813. Marwitz mag wie befreit aufgeatmet haben. Er ging in die Provinz Preußen und agitirte dort, wie uns sein Bruder kurz berichtet, für Rußland und für York, der soeben die Konvention von Tauroggen geschlossen hatte. Dies führt uns zu der Annahme, daß er einer von den geheimen Verbindungen angehört habe, die in den teilweise noch trägen Volksmassen als mächtiger Gährungsstoff wirkten. Sie waren von dem sogenannten „Tugendbund,“ der übrigens schon zwei Jahre früher in aller Stille aufgelöst worden war, sehr verschieden, entbehrten oft alles Formelkrams, der Statuten u., und machten keine großen Worte, aber ihre Wirkung, der wir noch nicht genau nachgehen können, muß sehr groß gewesen sein. Das Haupt ihrer Agitation war Justus Gruner in Prag, der in beständiger Verbindung mit dem Deutschen Komitee in St. Petersburg war. Dieser Mann, der freilich sehr bald in einer ungarischen Festung verschwinden sollte, organisirte ein Korps von Rundschafftern, die sich über ganz Deutschland verbreiteten und der Zentrale Mitteilungen über den Stand der französischen Armee und über die Volksstimmung zukommen ließen, zugleich auch autorisirt waren, Deutsche für die russische Armee — in der es ja eine eigne „Deutsche Legion“ gab — anzuwerben oder kleine Guerillabanden zu formiren, die nach spanischer Art auf eigne Faust den Kampf gegen die Franzosen beginnen und unterhalten mochten. Am dringendsten war

jedenfalls in der Provinz Preußen eine Anregung zur Sammlung der Kräfte, sollte der Nutzen der Yorkschen That nicht wieder verloren gehen. Die Landstände, die hier auf Steins Betreiben zusammentraten, beschloßen die Organisation der Landwehr und votirten Gelder für deren Ausrüstung — ganz ohne Zusammenhang mit den legalen Autoritäten in Berlin, von denen sie auch durchaus nicht berufen worden waren. Daß aber die Beschlüsse der Versammlung ohne alle Schwierigkeiten ausgeführt werden konnten, ja die Begeisterung der Massen ihnen gleichsam vorauseilte, ist nur der Thätigkeit jener geheimen Gesellschaften zu danken, deren Geschichte — wie gesagt — erst geschrieben werden muß. Nur im Anschluß an eine solche — an der ja so ruhige und in andrer Beziehung so konservative Männer wie Chasot und Schleiermacher teilnahmen — konnte Alexander von der Marwitz für die Sache der Befreiung thätig sein. Als dann der Kampf wirklich begann, trat er zuerst in das Korps jenes Dörnberg, der bereits im Jahre 1809 eine Schilderhebung in Westfalen versucht hatte, und nahm auch an der Schlacht bei Lüneburg teil, später kämpfte er unter Czernicheff. Briefe besitzen wir von ihm aus dieser Zeit nur sehr wenige mehr, auch geben die erhaltenen nur sehr spärliche Nachricht von seinen Erlebnissen und seinem innern Leben. In einem Billet vom 31. Dezember 1812 klagt er über den „schauderhaften Mangel an Charakteren,“ der sich in einer solchen Krisis erst recht offenbare. Sein Bruder wieder erzählt uns, er sei dann in Dörnbergs Korps getreten und habe bei Lüneburg gefochten, später kämpfte er unter Czernicheff. Nach dem Waffenstillstande, zu Ende August, wurde er bei Wittenberg von polnischen Reitern jämmerlich zusammengewaldet und kam in elendem Zustande nach Leipzig, wo ihn die Franzosen in das Stadtgefängnis warfen. Auf dem Transport nach Frankreich entfloß er in einer stürmischen Nacht und eilte nach Prag. Dort traf er Rachel und Genz. Die Freundin wollte ihn mit dem genialen Epikuräer freundschaftlich verbinden; vielleicht daß sie sich davon eine wohlthätige Einwirkung auf den Düstern versprach. Marwitz konnte sich nun freilich dem Zauber nicht ganz entziehen, den jene merkwürdige Persönlichkeit ausstrahlte, schon bei einer frühern flüchtigen Begegnung in Tepliz hatte er Genz liebgewonnen, weil er „so allerliebste kindlich, ja kindisch ist.“ Genz dagegen hatte den jungen Mann damals „ganz starr, steif, eisern, über alle Maßen unjugendlich“ gefunden, er wagte es garnicht, ihn etwas zu fragen, „wobei das Herz im Spiel ist.“ Auch jetzt vermochte er nicht, ihm näher zu treten. Rachel warf es ihm vor. „Ich habe garnichts wider ihn, entgegnete er, er ist geachtet und brav und ein sehr achtungswerter Mensch, für meine weichen Gemütsnerven aber zu hart, sowie gewisse Leute, die einem immer so weh thun, wenn sie einem die Hand drücken.“ Der Freundin zu lieb giebt er sich zwar nochmals alle Mühe und ist mit Marwitz „milde zum Zerschmelzen.“ Umsonst! „Über Marwitz breche ich ab, schreibt er, das Leben ist mir zu kurz, als daß ich jedes interessante Individuum für mich gewinnen könnte. Der mag

nur gehen.“ Ist es nicht, als ob in dieser persönlichen Antipathie sich der Gegensatz zweier Zeitalter kundgäbe? Was Geng einmal an Johannes Müller als Verrat und Ketzerei gebrandmarkt hat, des „sich Umdenkens“ machte er sich nun selbst schuldig; er war nicht mehr der Mann, der die „Fragmente“ geschrieben, und gestand es zu. Die orphische Duldsamkeit der Freundin mochte es zufrieden sein und ihn wieder so nehmen, wie er war, Marwitz konnte keinen Kompromiß mit der vornehmen Blasirtheit des Diplomaten eingehen, er empfand vielleicht mit seinem Instinkt, daß, solange diese zu Regierern der Welt berufen seien, sein Ideal von einem Staat und von einer Thätigkeit des Einzelnen im Staate noch in weiter Ferne lag. Ob er nun mit frischer Hoffnung noch einmal aufs Schlachtfeld eilte oder in dumpfer Resignation — wer weiß es? Nachdem er Prag verlassen, entschwindet er unsern Augen für immer. Kampfgenossen sahen nur, wie er im Getümmel des Treffens von Montmirail, am 12. Februar 1814, plötzlich nach der Stirne griff und dann vom Pferde sank. Seine Leiche hat man nicht gefunden.

In der Nähe des Kurortes Baden bei Wien bilden die östlichen Ausläufer des Wiener Waldes das liebliche Helenenthal. Links und rechts auf den einschließenden Bergen ragen gewaltige Burgruinen auf. Ersteigt man die Höhen, so genießt man des entzückenden Ausblicks über die waldige Umgebung und die Ebene. Ein freundlicher Weg führt von der Stadt dahin, an einer Mühle vorbei und dann dem treibenden Wasser entlang. Hier wandelte Rahel in den Tagen, wo aller Glanz des Kongresses sich da zusammengefunden hatte, um sorgloser Muße zu genießen. Im Anschauen der herrlichen Natur gedachte sie der vergangnen Zeiten, und die Gestalt des jungen, kaum geschiednen Freundes stieg vor ihr empor. Stille betete sie ihm nach: „Huldreiche, milde, trostvolle Natur, nimm ihn auf in deinen unendlichen Schoß, verwehe ihm Menschenspur aus dem geängstigten, mißbrauchten Herzen.“

Droben aber in der märkischen Heimat verzeichnete der zurückkehrende Reitergeneral in das „Hausbuch“ das Ende des Bruders; er preist ihn glücklich, daß er einen ehrlichen Soldatentod im Dienste für König und Vaterland gefunden.

Am Grabe Alexanders pflanzte so Friedrich August das alte Banner des Geschlechtes auf, aber dem, den der Rasen deckte, hat doch etwas ganz andres die Brust bewegt als die Traditionen der Vorfahren: in ihr schlugen stürmisch die Wogen eines Zeitalters, das nach neuer Gestaltung rang.

